Die Aufhebung der Klausur

eine wahre Wohlthat für den Staat und kein Schade.

Gedrukt im Jahr 1782.

Zweyter Anhang
der neuen
Mönchsbriefe
für und wider
die Mönche.

Gedrukt im Jahr 1782.

Zueignungsschrift
an die
Hochwürdige und gnädige
Aebbtißin
des Klosters der
Klarisserinnen
zu M. in W.

Hochwürdige,
Gnädige Frau,

Ihnen eine Schrift zuzueignen, über die Sie vielleicht in die bitterste Klagen ausbrechen werden, und wohl gar, wenn Sie die Schlüssel Petri in den Händen hätten, solche mit dem Bannstrahl niederdonnern würden, möchte eine Verwegenheit scheinen. Und doch habe ich das Herz, Sie zu bitten, mir Ihr geneigtes Ohr zu

schenken. Ich habe meine Gedanken über eine Sache niedergeschrieben, die Ihrer gründlichen und unparteyischen Beherzigung allerdings würdig ist. Sollte Sie das Mitleiden mit Ihren Schwestern in den Oesterreichischen Staaten so weit führen, daß Sie ein voreiliges Urtheil über die Anstalt des weisesten Monarchen Josephs II. aussprächen? Ich dächte, Sie könnten diesen Vorfall doch zu etwas benuzen. Verdoppeln Sie Ihren Eifer bey Ihrer Aufsicht über die Ihnen untergebene Klosterfrauen.

Dro=

Drohen Sie ihnen, wenn sie ungezogen seyn wollen, mit einer ähnlichen Heimsuchung, als die ist, die ihre Schwestern in den **Kaiserlichen** Landen erfahren haben. Reden **Sie** aber doch auch mehr in dem Ton einer Mutter, Freundinn und Schwester, als einer Gebieterinn mit ihnen, wenn es etwas zu ahnden gibt, damit es keine Schadenfreude absezt, wenn über kurz oder lang dem Fürsten, in dessen Gebiet **Sie** sich aufhalten, der Gedanke kommt, mit **Ihrem** Gotteshaus eine Veränderung vorzunehmen.

Wer weiß, was geschieht? Sie sind noch nicht sehr bey Jahren. Wählen Sie sich bey Zeit aus einer guten Familie einen Freund, dem Sie Ihre Hand geben können, wenn auch bey Ihnen die Klausur aufgehoben wird. — Doch, ich wage mich zu weit in die Zukunft. Ich habe die Ehre, zu seyn

L. den 13. May
1782.

Hochwürdige,
Gnädige Frau Aebbtißin,
Ihr

gründlicher Verehrer,
der Verfasser.

Vorbericht.

Es wäre ein allzustolzer Gedanke von mir, wenn ich glaubte, diese Schrift könnte denen zu Gesicht kommen, die der Gegenstand derselben sind. Diese guten Leute haben andere Dinge zu thun, als solche weltliche Sachen zu lesen. Ich möchte ihnen würklich auch keine trübe Stunde damit machen. Bedrängte muß man nicht noch mehr bedrängen. Die **Aebbtißin**, der ich meine Einfälle zugeschrieben habe, macht

eine

eine Ausnahme. Meine Absicht ist, zur Zurechtweisung derer etwas beyzutragen, die je länger je grämlichere Gesichter zu den Vorkehrungen **Josephs** machen, und immer meinen, der Monarch sollte sich daran kehren, und anderes Sinnes werden. O ihr gute Leute, tröstet euch mit **Pius VI.** und gebet euch zur Ruhe. **Joseph** denkt und beschließt, und führt seinen Entschluß aus —. Und damit Gott befohlen.

Sie haben, mein Herr, viel gewagt, daß Sie mit der Schrift: Ist die in den Kaiserl. Königl. Staaten vorgekehrte Aufhebung der Klarisser- Franziskaner- und Kapuziner- Nonnen, dann der Karthäuser und Kamaldulenser Klöster dem Staate nüzlich oder nicht? ans Licht getreten sind. Ich habe die Ehre nicht, Sie zu kennen, und eben so wenig, Ihnen bekannt zu seyn: auch zweifle ich, ob Sie

den

den Brief, worinnen Sie diesen bedenklichen Gegenstand abhandeln, gerade mir bestimmt haben. Dem sey, wie ihm wolle, so nehme ich mir die Freyheit, mich mit Ihnen hierüber zu besprechen, und, wenn es mir auch nicht gelingen sollte, Sie zu belehren, oder zu überzeugen; doch wenigstens die Leser, die Ihnen auf Ihr Wort geglaubt haben — ich hoffe, es sollen ihrer nicht viele seyn — vom Irrthum zurük zu führen, und ihnen auf den rechten Weg zu helfen. Je mehr ich das, was Sie niedergeschrieben haben, überlege und darüber nachdenke; je mehr bin ich mit mir selber uneins, was ich von der Absicht Ihres Aufsazes denken soll? Haben Sie etwa die Feder ergriffen, um unserm Allerdurchlauchtigsten Kaiser das Gewissen zu rühren, daß Er, dessen Thun, wie Sie selbst sagen, auf nichts anders hingeht,

als

als nur immer das wahre gemeine Beste zu bewürken, in diesem Fall eine Niete gegriffen habe? Hatten Sie Höfnung, daß Er Ihre Schrift zu Gesicht bekommen, sie aufmerksam durchlesen, sich seine Vorkehrungen reuen lassen, und geschwind auf der Stelle, einen Befehl unterzeichnen würde, kraft dessen das schon wider die Klarisser- Franziskaner- und Kapuziner-Nonnen, auch Karthäuser- und Kamaldulenser-Mönche gezükte Schwerd wieder in seine Scheide fahren, und diese gute Leute bey ihren Gelübden unwiderruflich erhalten werden sollen? Oder wollten Sie andere Fürsten, die dergleichen Klöster in ihren Staaten haben, warnen, Josephs Beyspiel nicht nachzuahmen? Oder wollten Sie endlich sich eine Stuffe in den Himmel bauen, daß Sie etwas dazu beyzutragen gedenken, daß diese für Himmel

und

und Erde so nüzliche Leute, wie Sie zu glauben scheinen, nicht von der Erde vertilgt werden? Ich will Ihre Antworten auf diese Fragen nicht abwarten. Vermuthlich dörfte Ihnen bange dabey seyn, mir auf dieselbige im Angesicht des Publikums Bescheid zu geben. Aber da ich Ihre Schrift mit Nachdenken gelesen, und verschiedenes darinn angetroffen habe, das eine Beleuchtung verdient, so werden Sie mir um so eher zu gut halten, daß ich mir herausnehme, meine Gedanken hier zu entwerfen, und den Streit alsdenn der unparteyischen Entscheidung derer, denen es zukommt, darüber zu urtheilen, getrost zu überlassen. Ihrem besten Freund haben Sie allerdings Ihre Meinung von dieser Sache aufrichtig und ungefärbt zu vernehmen gegeben, wie Sie sich selbst ausdrüken. Sie haben ihm nichts verhalten: und

ich

ich gebe Ihnen das Zeugniß, wenn Ihnen an meinem Beifall irgend etwas gelegen seyn könnte, daß Sie die gute Seite der Beybehaltung der Nonnen und Mönche, von denen die Rede ist, meisterlich hervorzuziehen und ins Licht zu stellen gewußt haben. Aber daraus folgt noch nicht, mein Herr, daß das die Einzige Seite ist, die diese Sache hat: Noch weniger aber, daß es die gute Seite derselben ist.

Ich will Ihrem Brief, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, von Wort zu Wort nachgehen, und Ihre Sätze nur mit den nothwendigsten Anmerkungen begleiten. „Der beste Kaiser,“ sagen Sie gleich im Anfang, „der diese Aufhebung befohlen, hat es gewiß nicht ohne Staatsursachen gethan, und er bezielt hierdurch sicher anders nichts, als das Beste

seiner Völker. Selbst die schleunige Ausführung dieses Plans, und die unerschrokene Entgegenstellung wider alle noch so tief eingewurzelte Vorurtheile zeugen von der Grösse des Monarchen, der sich nicht abschreken läßt, die stärkste Hindernisse mit geradem Schritt zu übersteigen, wenn er nur das gemeine Beste dardurch zu erzielen vermeint." Haben Sie das im Ernst, aus voller Ueberzeugung, geschrieben? oder soll es nur eine Verbeugung seyn, die Sie dem Monarchen machen wollten? Ist es das leztere — ich vermuthe fast, es werde nicht anders seyn — so nehmen Sie mir nicht ungütig, wenn ich Ihnen bezeuge, daß diese Erklärung hier ganz am unrechten Orte stehet. Es ist, wie die Juristen zu sagen pflegen, protestatio

facto

facto contraria, für die Ihnen weder Joseph, noch diejenige, die das Glük, ihn als Herrn und Vater verehren zu dürfen, zu schäzen wissen, danken werden. Ist es aber das erstere, sind Sie vollkommen überzeugt, daß jener Befehl aus den Quellen geflossen sey, die Sie angeben, und daß Joseph nichts anders, als das Glük seiner Staaten dabey zur Absicht habe, so sehe ich gar nicht ein, wie Sie auf den Gedanken gekommen sind, der in Ihrem Briefe der herrschende, ja die Hauptsache ist: Diese Aufhebung der bemelten Klöster sey dem Staate schädlich. Ist Joseph der weiseste Fürst — was Weisheit sey, darf ich Ihnen nicht erst erklären — geschieht in seinen Staaten nichts, ohne seine Anordnung und Befehl, besonders Dinge von solchem Belang, als das ist, wovon wir reden, wenn er schon auch Ministers um ihre Gedanken befragt; warum

sollte er hierinn aufgehört haben, weise zu seyn? Und das folgt doch aus Ihrer Behauptung, Sie mögen dafür stehen wollen, oder nicht. Ich will nicht argwöhnisch seyn. Aber es dünkt mich immer, Sie haben mit dem Ausdruk: Der beste Kaiser, noch etwas anders sagen wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen unrecht thue. Ich bin fast nicht so kühn, es nur zu sagen. Soll es nicht so viel heissen: **Joseph will** zwar das Beste seiner Völker befördern: aber er betritt nicht immer die dazu führende Wege, und beredet sich nur in diesem und jenem Fall, seine Absicht zu erreichen, findet aber, oder wirds noch finden, daß er neben dem Ziele vorbey gegangen sey. Wäre das nicht hart, wenn dieser Gedanke bey Ihnen zum Grund läge? gestehen Sie es selbst. Und doch wird es nicht viel fehlen, so habe ich Ihre Meinung auf ein Haar erra-

errathen. Sie müssen Wort haben, wenn ich Sie nur an 3 Sylben mahne, die Sie in Ihrem Brief ohne Zweifel so ganz nachläßig hingeworfen zu haben scheinen wollen. Sie sagen in der oben angeführten Stelle; (S. 4. des Briefs) Der Kaiser lasse sich nicht abschreken rc. wenn er nur das gemeine Beste dardurch zu erzielen vermeine. Nicht wahr, ich habe es errathen? Joseph wäre also bey seinen Entschliessungen und Vorkehrungen seiner Sache nicht gewiß? Seine Absicht wäre zwar immer nur das gemeine Beste? Aber solche würklich zu erreichen, gelünge ihm nicht immer; er vermeinte nur, auf diesem oder jenem Wege darzu zu gelangen? und was dergleichen Schlüsse mehr sind, auf die man durch jenes Wort verleitet werden könnte. Doch, ich will Ihnen hierüber nicht angst machen.

Vielleicht meinten Sie es nicht so böse. Nur wollte ich zur Behutsamkeit rathen, die niemal schaden kann. Wenn auch diesem Monarchen Ihr Brief zu Gesicht käme, so würde ihn das nicht irren. Seiner Grösse und Einsichten bewußt, sezt er sich über alles hinaus, und Widersprüche dienen ihm nur dazu, sich desto mehr zu erheben, wenn er zeigt, daß es für ihn keine unübersteigliche Hindernisse gibt. Sie nennen Joseph den besten Fürsten. Dachten Sie auch, was Sie mit diesem Wort sagen wollten? Der Beste! das ist der gröste Lobspruch, den man einem Prinzen geben kann. Er faßt alles in sich, was allen Wünschen aller vernünftigen Unterthanen immer Genüge thun kann. Er schließt Weisheit und Gerechtigkeit ein: denn Güte ohne Weisheit ist Schwachheit, und Gerechtigkeit ist nichts anders, als weise Güte.

Güte. Verbanden Sie diese Begriffe damit, als sie den Kaiser den Besten nannten, wie kommen Sie dazu, im Ernst zu behaupten, daß seine Vorkehrungen dem Staat schädlich seyen? Denken Sie selbst nach, wie Sie sich entweder durch Ihre eigene Worte gefangen haben, oder wie Sie einem so auffallenden Widerspruch auf eine gute Art wieder abhelffen wollen. Sie nennen ihn einen grossen Monarchen. Seine wahre Grösse besteht, wie die Welt weiß, darinn, daß er sichs zum unabläßigen Geschäft macht, mit einem Auge, das alles übersieht, für die Bedürfnisse seiner Unterthanen zu wachen, und ihnen mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit Hülfe zu schaffen. Wie können Sie nun glauben, daß er das nicht auch zu den Bedürfnissen seiner Staaten rechne, zuzusehen, daß durch Leute, deren vorzügliche Beschäf-

schäftigungen auf die Religion und den Gottesdienst gehen, nicht unvermerkt ein Schade für die übrige Bürger entstehe, die seine Unterthanen eben so wohl sind, als jene: oder daß der bereits entstandene Nachtheil, zu ihrem eigenen und anderer wahrem Glük und Wohlergehen wieder aufgehoben werde. Was Sie zum Ruhm Josephs noch weiter (S. 5.) in Absicht auf Censur und Preßfreyheit anführen — Nun das muß Ihnen wahrhaftig noch zur guten Stunde eingefallen seyn — das wissen Sie sich meisterlich zu Nuz zu machen: und ganz gewiß würden Sie, wenn es Ihnen gefällig seyn sollte, mir wieder zu antworten, mich damit allein zurecht weisen wollen, daß der Kaiser durch die Erlaubniß, alles zu schreiben und zu druken und zu lesen, seine eigene Handlungen wohlbedächtlich der öffentlichen freyen Kritik unter-

terwerfe: Sie seyen also auch befugt, Ihre Meinung über diese seine Verordnung zu sagen, und haben sich nicht vor der allerhöchsten Ungnade zu fürchten. — Auch darauf muß ich Ihnen antworten. Davon ist nicht die Frage, ob Sie befugt seyen, der Welt Ihre Kritik über Josephs Anstalten öffentlich mitzutheilen? Wenn das der Kaiser erlaubt, wer will etwas dawider einwenden? Sondern, ob Sie sich nicht selbst widersprechen, wenn Sie sagen: Joseph ist der beste, weiseste Monarch: Und eben dieser verehrungswürdige Fürst läßt doch Befehle ergehen, die dem Besten seiner Unterthanen nicht gemäß, sondern deren Befolgung dem Staat nicht nur nicht vortheilhaft, sondern gar schädlich ist. Sie räumen in gewisser Masse dem Kaiser ein, daß sein Projekt dem ersten Anblik nach vortreflich sey, (S. 4.) daß es aus

dem besten Herzen hervorkomme, und die rühmlichste Absicht habe: Aber Sie nehmen mit der andern Hand wieder, was Sie mit der einen gegeben haben: Das Projekt, sagen Sie, könne in der Folge erst schädlich werden; es können sich in der würklichen Ausübung unvorhergesehene Hindernisse und solche Anstände darstellen, die erst am Ende die Unthunlichkeit oder Schädlichkeit eines solchen Projekts aufklären. Warum behelfen Sie sich doch immer mit Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten? Wer sich auf diese einlassen will, der wird in der Welt nie fertig werden, niemal nichts angreiffen und zu Stande bringen. Der Kaiser glaubt nicht, daß seine Anordnung in der Folge schädlich werden könne; sonst würde er sie nicht gegeben haben. Er ist vielmehr überzeugt, und tausend unparteyische, ein-

sichts-

sichtsvolle Patrioten mit ihm, daß erst die späte Zukunft den rechten Seegen aufweisen werde, den seine Staaten von dieser neuen Einrichtung werden einzuernden haben, wenn man schon bereits würklich einsieht und erfährt, wie heilsam sie in manchem Betracht ist. Von den **Hindernissen** und der **Unthunlichkeit** mag ich lieber gar nichts reden. Wer wird glauben, daß die Ausführung einer Anstalt von dieser Art keine Hindernisse finden werde? Joseph hat es hierinn, freylich mit Leuten zu thun, die zum Hindern guter Verfügungen mehr als alle andere Menschen in der Welt geneigt sind. Und was findet mehr Hindernisse in der Welt, das Böse, oder das Gute? Unfehlbar das Gute! Und ich denke, wenn Joseph keinen andern Beweiß vor sich hätte, daß er auf einem vortreflichen Weg wandle, als den, daß er

Hindernisse vor sich findet, so hätte er genug daran. Ueberdiß ist der Ruhm und die innere Zufriedenheit des Herzens desto grösser, je zahlreicher und beschwerlicher die Hindernisse waren, die man zu bekämpfen hatte, und die man so glüklich bekämpft hat. Und nun die Unthunlichkeit — Den Schluß werden Sie mir doch gelten lassen; was geschehen ist, muß thunlich und nicht unthunlich seyn: Die Aufhebung der benannten Klöster ist bereits geschehen, und man fährt in den Kaiserlichen Staaten immer noch darinn fort, man liesse sich sogar die Anwesenheit des heil. Vaters in Wien selbst nicht stören und in dem heilsamen Werk unterbrechen: Also wäre die Abwesenheit der Unthunlichkeit so ziemlich erwiesen, wie ein jedes Kind gern glauben wird. Nun näher zur Sache! Sie glauben, und sagen es ungescheut,

und

und würden so gar das Herz haben, diese Ihre Meinung in dem Kabinet des grösten Monarchen vorzutragen, wenn Sie darüber befragt werden sollten — daß die Aufhebung der Nonnen- so wie auch der Karthäuser- und Kamaldulenser Klöster dem Staat so wohl an sich selbst, als auch insbesondere in der Art, wie solche in den Kaiserl. Königl. Erblanden vollzogen worden, würklich schädlich sey. Im vorbeygehen muß ich nur dieß einzige bemerken: Sie reden von der Aufhebung der Nonnenklöster überhaupt: Es ist ja aber bisher nur von den Klarisser- Franziskaner- und Kapuziner-Nonnen gesprochen worden. Würden Sie doch dem preiswürdigen Fürsten nichts auf, was er nicht gethan hat. Es möchte seyn, daß Sie zu seiner Zeit doch Recht hätten, und daß es mit allen Nonnen zum Ende gienge. Das

wollen wir aber vorher erwarten, und dann wieder davon sprechen. Nun berufen Sie sich auf Ihre Gedenkungsart, auf Ihre Bemühung, solche so viel möglich von Vorurtheilen rein zu erhalten. Sie verbitten sich den Schein eines enthusiastischen Verehrers der geistlichen Weyhe und Ordenskleider; den Namen eines gedungenen Wortsprechers, oder, wie ich mich ausdrükte, Fürsprechers, der aufgehobenen Klöster — Es wird sich in der Folge aufklären, ob Sie in der That so rein von dem allem sind. Ich möchte nicht gut dafür sprechen, doch, ehe ich Ihnen unrecht thun, und Ihnen etwas aufbürden wollte, worzu Sie sich nicht bekennen, will ich lieber diese Aeusserungen auf sich beruhen lassen. Wider Ihre Beschreibung oder Erklärung der Nonnen habe ich nichts einzuwenden. Nur muß ich Ihnen abermal einen

Widerspruch ins Gewissen schieben, der Sie in der Folge irre geführt hat. Sie sagen; Nonnen seyen Personen und Töchtern des Staats. Gut! wenn sie also dem Staate zugehören, so hat dieser ein Recht an sie. Ihrer Meinung nach erfüllen sie ihre Pflichten gegen dem Staat, dessen Eigenthum und Töchtern sie sind, ganz und gar, und allein dardurch, daß ihr erbaulicher, stiller und untadelhafter Wandel nicht nur ein gutes Beyspiel gibt, sondern auch die christkatholische Religion besonders dem gemeinen und meistens nach dem äusserlichen urtheilenden Volk verehrungswürdiger macht, und von den Religionspflichten erhabenere Begriffe einpräget.

Gesezt, dieß alles hätte seine vollkommene und ungezweifelte Richtigkeit, und es könnte nichts dagegen gesagt,

und keine Beyspiele von gar unerbaulich lebenden Nonnen angeführt werden, so muß ich Ihnen frey sagen, daß mir das zur Erfüllung der ganzen Pflicht gegen dem Staat, die ein jedes Mitglied des Staats, und also auch jede Nonne, Klarisser- Franziskaner- oder Kapuziner-Nonne, auf sich hat, viel zu wenig ist, ein gutes Beyspiel zu geben, wenn man Fähigkeiten, Kräfte und Vermögen zu noch mehrerem hat. Zu guten dem Nächsten zu gebenden Beyspielen ist jeder Christglaubiger, wahrlich nicht nur die Religiosen, verbunden. Aber andere Menschen, Leute, die in der Welt leben, wie man im Kloster sagt, müssen noch mehr thun, als das. Warum sollen Religiosen sonst nichts auf Gottes Erdboden thun? Das heißt dem Müßiggang eine Farbe angestrichen; und ich wollte sehen, was die Welt dazu sagen würde, wenn Leute, die nicht gern arbeiten, und die

doch

doch arbeiten sollten, sich nur darauf legen wollten, die Hände zu falten, die Augen schmachtend gen Himmel zu erheben, und alle Tage etliche Stunden zu singen, unter dem Vorwand, andern ein gutes Exempel der Frömmigkeit zu geben? „Eben diese Nonnen sollen auch dem Volk, das meistens nach dem äusserlichen urtheile, die Religion verehrungswürdiger machen, und ihm von den Religionspflichten erhabene Begriffe einprägen.“ Arme Religion! armes Volk! das muß eine armseelige Religion seyn, die durch die Nonnen dem Volk beygebracht werden kann, deren kleinster Theil weiß, was wahre Religion und Gottesdienst ist. Und durch die Klosterfrauen soll sie dem gemeinen Volk verehrungswürdig gemacht werden? Weislich sezen Sie hinzu: **besonders dem gemeinen Volk.** Denn Leute, die nicht vom Pöbel sind,

kehren es um, und denken verächtlich von der Religion, weil sie an Mönchen und Nonnen, deren Hauptgeschäft doch die Ausübung der Religion seyn soll, nichts, als elendes, heilloses, abergläubisches Zeug und solche Uebungen sehen, die man eher für Possen, als für ernsthafte und zum Seelenheil dienende Verrichtungen halten kann. Was thun denn Weltpriester in der Kirche Gottes, deren Pflicht es ist, die Leute zur Frömmigkeit anzuhalten, und ihnen die Lehren des Heils beyzubringen, wenn die Nonnen allein das Verdienst haben sollen, daß sie bey dem gemeinen Volk so viel Gutes stiften? wie kann sich ferner das gemeine Volk an ihrem Wandel erbauen, da es sie selten bey ihrem so stillen und eingezogenen Wandel zu sehen bekommt? Und wie kann das Leben der Nonnen ein Beyspiel für den Pöbel seyn? der Pöbel hat

nicht nöthig, zu der hohen Stufe der christlichen Vollkommenheit zu gelangen, zu der die Klosterfrauen gelangen wollen. Er sollte also andere Muster haben, nach denen er sich bilden könnte, Muster von Leuten, die durch Treue und Fleiß in der Arbeit, Aufrichtigkeit und Redlichkeit im Handel und Wandel, Gehorsam gegen der Obrigkeit, sorgfältige Kinderzucht, rechtschaffenes Betragen in der Ehe die grosse Pflichten der Religion erfüllen. Denn das werden Sie doch glauben, daß die Beobachtung der angeführten Dinge eher einen guten Christen macht, als das ewige Rosenkranzbeten, und horas und Psalmen singen, und Bilder von Heiligen ausschneiden, und andere Lappereyen, deren in den Nonnenklöstern keine Zahl und Ende ist. In Ihrer Definition der Nonnen sagen Sie, daß diese Personen für sich sich selbst

leben, ohne sich mit weltlichen Geschäften abzugeben, die einen guten oder üblen Einfluß in das gemeine Wesen einigermassen haben möchten. Wer si für sich selbst lebt, wie Sie hier sich ausdrüken, der nüzt dem Staat nichts: Und wer ihm nichts nüzt, der schadet ihm. Daran zweifelt keine vernünftige Seele, daß Sie nun hintennach erst behaupten; die Klosterfrauen nuzen dem Staat in sofern, weil der Staat ohne Religion nicht seyn könne, das gemeine Volk aber durch jene erbauet und zur Hochachtung gegen der Religion angeführt und ermuntert werde, darauf habe ich Ihnen bereits geantwortet; und ich wäre begierig, zu hören, was Sie an meinem Beweiß auszusezen hätten? Ich seze nur noch das hinzu — ob Sie daraus schliessen werden, ich seye ein Feind der rechtglaubigen katholischen Kirche, ein Verehrer der Unkatho-

katholischen, ein Kezer, das weiß ich jezt nicht, und müßte mirs gefallen lassen — In den protestantischen Ländern gibt es weder Mönche, noch Nonnen: und der Staat verliert nichts dabey. Die protestantische Religion, die Sie doch auch für eine Religion halten werden, bleibt aufrecht und ungekränkt, und das gemeine Volk unter den Lutheranern und Reformirten weiß ordentlicher Weise mehr von der Religion, und hat grössere Hochachtung und Ehrerbietung dafür, als der Pöbel immer in Staaten, wo alles von Mönchen und Nonnen wimmelt. Protestantische Fürsten wissen so gut, als Katholische, daß kein Staat ohne Religion bestehen kann. Es ist aber noch keinem einzigen eingefallen, zur Beförderung der Gottseeligkeit und Erkenntniß in den Christenlehren, Mönchen und Nonnen zu Hülfe zu nehmen. Sie haben Prediger, deren Geschäfte das

ist, und mit diesen sind sie zur Erreichung ihres Endzweks genugsam berathen. Auf den Einwurf, den Sie klüglich voraussehen, (S. 9.) daß nicht alle Nonnen ihre Pflichten erfüllen, daß Aergerniß und Bosheit aus den Klöstern schon sehr oft hervorgebrochen sey — freylich keine Empfehlung der Nonnen, in so fern sie zum Besten des Staats und der Kirche Muster für andere abgeben wollen — antworteten Sie: Sie wollen das nicht in Abrede stellen, sondern geben zu bedenken, daß dieses dem Nonnenstand selbst nicht zuzuschreiben sey; jeder Stand habe seine Auswürflinge, es fehle hier nur an Zucht, Ordnung und Aufsicht; das lasse sich verbessern, ohne daß deßwegen der Klosterstand selbst vertilgt zu werden verdiene, u. s. w. Und ich antworte Ihnen hierauf abermal: daß es doch immer besser sey, gar keine, als solche Nonnen zu haben,

an

an denen man bessern muß. Diese Verbesserungen können unmöglich vorgenommen werden, ohne daß das gemeine Volk etwas davon erfährt. Und wenn denn das geschieht, so sehen Sie selbst, wie mißlich es um die Hochachtung der Religion aussehen müsse, die durch den Nonnenstand bey dem Pöbel bewürkt werden soll. Daß man die Priester und Diener der Kirche nicht verkleinern soll, gebe ich von Herzen gerne zu: Aber was geht doch das die Nonnen überhaupt, und insbesondere diejenige an, die aufgehoben worden sind. Diese sind doch fürwahr keine Priester und Diener der Kirche. Weltgeistliche sind es, und so lang ein Fürst diese aufrecht erhält — und das wird Joseph gewiß thun, und hat es bisher gethan — so lang hat die Religion ganz keine Gefahr, und also der Staat auch nicht. Fragen Sie in den Orten, wo die bemelte Klöster aufgehoben wor-

den sind, ob Vornehme und Geringe, Grosse und Kleine, Männer und Weiber weniger Hochachtung und Ehrerbietung vor der Religion zeigen, als vorhin. Daß der bekannte Römerkönig Numa vorzüglich dardurch den Grundstein zu der Römer Macht gelegt habe, daß er dem Volk Ehrfurcht gegen seine Vestalinnen und den übrigen Gottesdienst einprägte, ist ein Einfall, den Sie vermuthlich blos im Scherz hingeschrieben haben. Unter dem Numa war die Römische Macht eben noch nicht sonderlich groß und furchtbar. Er und seine Nachfolger waren ungefehr Könige, wie die auf der Küste von Guinea oder wie die in Indien, die dem grossen Mogul, den Holländern und Engländern zinsbar sind. Sein Gebiet hatte nicht über 5 — 6 Meilen im Umfang. Dieser wird doch kein Muster für den Kaiser Joseph seyn sollen.

sollen. Numä Verordnungen in Absicht auf die Religion hatten nicht so wohl zum Zwek, solche in Hochachtung bey dem Volk zu sezen, als vielmehr die Römer von der Befolgung ihrer Lieblings-Neigung, dem Krieg abzuziehen. Deswegen vermehrte er die Pracht des äusserlichen Gottesdienst, und vervielfältigte die Religionsgebräuche. Aus dieser Quelle flossen denn auch die Römische Nonnen, die Vestalinnen, deren aber, nach Proportion der Grösse des Römischen Staats bey weitem nicht so viele waren, als es in den Kaiserlichen Staaten Nonnen gibt: sie konnten also auch dem Staat nicht so nachtheilig seyn, als sie nun bey ihrer über die Gebühr angewachsenen Anzahl nothwendig, wie ich hernach zeigen werde, seyn müssen. Sie schliessen diese Betrachtung mit einer fürchterlichen Besorgniß, und be-

haupten noch dazu, daß sie gewiß nicht grundloß sey. Das Volk könne, sagen Sie, wenn es sehe, was man für Vorkehrungen mit den Religiosen mache, die Hochachtung für die Religion verlieren, und so den stärksten Zaum, der es im Gehorsam und Schranken halte, abschütteln: oder es könne von der tollen und dummen Phantasie befallen werden, als ob die Regierung der Religion selbst zu nahe träte; und dardurch könne der Fürst die Liebe, das Zutrauen und die willige Folgsamkeit seiner Unterthanen verlieren: daraus könne eine grosse Zerrüttung des gemeinen Wesens entstehen, u. s. w. — Abermal eine Menge Möglichkeiten, die dem scharfen Auge Josephs gewiß nicht entgangen sind, ihn aber doch von seinem Vorhaben nicht abgehalten haben. Ich glaube würklich und im vollen Ernst, daß Ihre Besorgniß ganz grundlos ist. Das gemeine Volk hat

in

in unsern Tagen keinen Enthusiasmus mehr für die Religion: gesezt aber, es hätte ihn noch, so sieht es ja, daß, so lang es noch Kirchen und Kapellen, Heiligen und Bilder, Messen und Wallfahrten, Bischöffe, Dechanten, Pfarrer und Kapläne gibt, es mit der Religion noch nicht aus ist. Der Pöbel müßte nur glauben, daß die Nonnen und Mönche den Himmel halten, daß er nicht einfalle: Und so sehr ist er für diese Leute nicht eingenommen, daß er das glauben sollte: Diese Gefahr besteht demnach bloß in der Einbildung, und aus Ihren vielbedeutenden Möglichkeiten werden niemal Würklichkeiten werden. Lassen Sie es aber meinetwegen zu Meutereyen und Aufruhren, auf die Sie zu zielen scheinen, in den Kaiserlichen Staaten kommen, so hat Joseph Kriegsheere, die unruhige Köpfe wieder zurechtsezen können. Die Bewohner der Oesterreichischen Staa-

Staaten, finden sich unter dem Regiment ihres Monarchen in so manchem andern Betracht so glüklich, daß, wenn ihnen auch dieser einzige kleine Umstand ein wenig befremdend oder anstößig seyn sollte, sie geschwind über denselben hinüber sehen, sich, daß Joseph besser wissen müsse, was er zu thun habe, als sie, bescheiden, alle ungleiche Gedanken darüber fahren lassen, und des ihnen vor vielen tausend Bürgern anderer Staaten beschiedenen Glüks froh und zufrieden geniessen werden. Es gehört zu Josephs Grösse, daß er die Schmeich°eley haßt. Was ich hier schreibe, schreibe ich aus Ueberzeugung, und lasse mir keine unlautere Absichten die Feder führen. Hätte ich das Unglük, in des Kaisers Ungnade zu seyn, so würde ich keine Sylbe von dem zurüknehmen, was ich hier geschrieben habe. Nun rechnen Sie, mein Herr, und

und ich gestehe Ihnen ein, daß das noch das scheinbarste ist, was Sie Ihren Lesern in dieser Materie vorlegen. Doch sind es auch keine Dinge, die unwiderleglich wären. Vierthalb Millionen Jungfern! In der That eine ungeheure Anzahl! So viele schöne Kinder zu versorgen, ihnen anständige Heurathen zu verschaffen, sie auch ausser den Klöstern zu berathen, das ist eine schwere Aufgabe! Seyen Sie getrost, sie wird sich auflösen lassen, ohne daß man nöthig hätte, zu Klöstern seine Zuflucht zu nehmen. Ich will Ihnen ganz einfältig darauf antworten. Entweder sind der Jungfern, die nicht unterkommen, viele oder wenige. Im ersten Fall sehen Sie selbst, wie bedenklich das für den Staat seyn müßte, eine so grosse Anzahl der menschlichen Gesellschaft zu entziehen, und sie in Häuser zu sperren, da sie bloß für

sich selbst leben, nichts arbeiten, doch essen und so ganz der Ordnung Gottes zuwider ihre Tage hinbringen müßten. Sind ihrer wenige, so wird es doch keine so grosse Kunst seyn, Anstalten zu machen, daß sie nicht Hunger sterben dürfen, zum arbeiten und sein eigen Brod verdienen kann immer Rath werden. In einem wohleingerichteten Staat — und verdient nicht der Oesterreichische den Vorzug vor allen? — kann es nie zu viele Hände geben. Gott müßte nur in seinen Schöpfungs-Plan auch die Klöster genommen haben, wenn es ausser den Klöstern unmöglich wäre, tausend Jungfern, die keine Männer bekommen können, und denen er doch das Leben gegeben hat, ihren nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen. Nun aber findet man weder im Gesez der Natur, noch in der Schrift die mindeste Spur von der unumgänglichen Nothwendigkeit der Nonnenklöster. Montesquieu, der

be-

berühmte Verfasser der Lettres Persannes behauptet, die Erde sey zu Julius Cäsars Zeiten fünfzigmal volkreicher gewesen, als jezo. Alle Tage, sagt er, nimmt die Bevölkerung mehr ab; und wenn es so fortgeht, so wird die Erde nach zehen Jahrhunderten eine Wüste seyn. Ich will zugeben, daß diese Rechnung etwas übertrieben sey. Das aber, daß man im ganzen eine grössere Entvölkerung wahrnehme, sagen die meiste und beste Schriftsteller, die hievon geschrieben haben, Engländer, Franzosen und Deutsche, und unter den Amerikanern der Pensylvanische Philosoph, Fränklin. Hieraus folgere ich zweyerley: Erstlich; Konnte man zu einer Zeit, da es weit mehr Menschen gab, als würklich, ohne Nonnenklöster doch Mittel und Wege finden, ledig bleibende Weibs-Personen

zu

zu berathen, warum sollte dis nicht seyn können, wenn es weit weniger Menschen, und also auch Jungfern gibt? Vestalinnen sind bey den Römern gewiß nicht alle diejenige worden, die keine anständige Heurath treffen konnten. So viele religiose Jungfern braucht man nicht. Ihre Vorzüge waren so groß, daß nur aus diesem einzigen Umstand zu erweisen ist', ihrer können unmöglich viele gewesen seyn. Zweytens: wenn es am Tage ist, daß die Entvölkerung in unsern Tagen je länger je mehr zunimmt, warum sollen die Nonnenklöster noch mehr dazu helfen? Warum sollen, um eine runde Zahl anzunehmen, in einem Staat 4000. Personen, daß ich so rede, Brach liegen, die, wenn sie ja nicht alle fruchtbar seyn sollten, doch wenigstens in 10. Jahren den Staat mit 50,000. Bürgern bereichern könnten. „Alle Welt,“ sagt ein einsichtsvoller Schriftsteller,

„kommt

„kommt darinn überein, daß die wahre „Grösse eines Staats in der Menge sei„ner Einwohner bestehe. Man begreift „aber von selbst, daß sie arbeitsam „seyn, und von den Produkten des „Landes sich durch ihre Arbeitsamkeit „nähren müßten. Denn wenn sie das „nicht können, so hemmt sich die Fort„pflanzung von selbsten. Je mehr also „Menschen auf dem Erdboden leben, „desto mächtiger sind die Staaten, und „desto völliger wird die Absicht Got„tes mit den Menschen erhalten, wel„cher die Erde geschaffen hat, daß sie „von ihnen bewohnt werde, und nicht „leer sey.“ Ich muß abermal auf protestantische Länder kommen. Diese haben keine Nonnenklöster, da ihre Geistliche auch verheurathet sind, so muß die Volks-Menge bey ihnen schon grösser seyn, als in katholischen Ländern: Es muß also auch bey ihnen mehr Jungfern geben. Diese finden

ihre Versorgung, auch ausser den Klöstern. Was bey ihnen möglich ist, muß auch bey den Katholischen möglich seyn. Und wider diesen Schluß helfen alle Ihre Rechnungen von 22. Millionen Seelen und von 11 Millionen Weibs-Personen, und von vierthalb Millionen Jungfrauen ganz und gar nichts. Ich will Ihnen eine andere Rechnung entgegen sezen: Die Preußischen Staaten haben ohngefehr 6. Millionen Einwohner, also 3. Millionen Weibs-Personen; von diesen sollen 1500,000. Frauen und Wittfrauen seyen: ziehen Sie $\frac{1}{3}$ unmannbare Mädgen davon ab, so bleiben, mit Ihnen zu reden, 500,000. Jungfrauen im Ueberrest, die alle auf ihre Versorgung zu denken haben. Ihr König weißt sie zu versorgen, ohne sie in Klöster zu steken. Was der König von Preussen in seinen etwas kleineren Landen mit 500,000. unversorgten

Jungfern thut, das kann der Kayser doch fürwahr in seinen grössern Staaten mit vierthalb Millionen solcher Geschöpfe thun, ohne daß er sie zu Klarisserinnen, Franziskanerinnen und Kapuzinerinnen zu machen nöthig hat. Ja es muß ihm noch leichter seyn, als dem König von Preussen, die übrig bleibende zu versorgen. Dieser hat gar keine, oder etwa in seinen katholischen Landen nur einige wenige Klöster. In den Kaiserlichen Erblanden bleiben aber noch viele Nonnenklöster übrig: denn dreyerley, die aufgehoben worden sind, machen doch nicht alle aus. Sie sagen weiter: In die Klöster treten grossentheils solche Jungfrauen ein, die wegen Unstalt, oder andern Leibesgebrechen nicht leicht heurathbar erfunden werden — Ich antworte; Unter den Protestanten gibt es eben so wohl ungestalte und gebrechliche Frauenzimmer, als unter den Katholiken. Die Folge-

rung hieraus überlasse ich Ihnen selbst. Gut ists, daß Sie die Einschränkung hinzusezen; grostentheils. Wie manche verliebte Historietten gibt es nicht in den Nonnenklöstern! Sind diese Romanheldinnen schön, oder nicht? Ist es das erstere, so treten ja auch schöne Kinder in die Klausur, die doch vielleicht das Herz eines Chapeau hätten fesseln können: Ist es das leztere, so würden sie, wenn sie im Kloster Liebhaber bekommen, gewiß auch ausser demselben ihr Glük machen können. Wie viel gibt es ungestalte und gebrechliche Personen im Ehstand! Was ihnen am Körper abgeht, ersezen sie durch Vorzüge des Geistes und Herzens, und tragen dardurch weit mehr zum Glük eines Manns bey, als wenn in einem schönen Leibe eine verruchte Seele wohnte. Eine Bedenklichkeit fügen Sie noch hinzu, daß es in den Kayserlichen

Landen für die Klasse der Honoratiorum, Officiers und Beamten schwer sey, sich zu verheurathen, weil nicht alle hinlängliche Mittel haben, eine Familie zu ernähren. Ein Grund weiter, schliessen Sie, warum man die Zahl der mannbaren Jungfern durch Aufhebung der Nonnenklöster nicht vermehren sollte: Man werde doch die Vielweiberey nicht begünstigen und einführen wollen? Nein, dafür bin ich Ihnen gut. Die Vielweiberey entvölkert: Joseph dringt auf die Bevölkerung, und ich wette, es wird sich bald geben, so werden die von Ihnen angeführte Personen in Stand gesezt werden, zu heurathen, und manche Klarisserinn, u. s. w. wird auf diese Weise an Mann gebracht werden. Für die Töchter der honoratiorum sind Ihrer Beleuchtung nach, die nunmehr auf-

gehobene Klöster zu ihrer Versorgung und Unterkommen ganz bequem gewesen. Das hört nun auf. Was Raths? Es ist mir nicht bange, Ihnen das nöthige hierauf zu sagen. Sie müssen keine Baurmägde und Tagwerkerinnen abgeben; das sey ferne: wer wird ihnen und ihren Eltern das zumuthen? Aber das, was sie ins Kloster bringen müssen, — man weiß, daß die Summe mehrmal gar nicht klein ist — beträgt doch gewiß soviel als ein Heurathgut, und anderes, was man einer Tochter zur Ausstattung gibt. Und wenn Eltern vernünftig gewesen sind, für das wahre Glük ihrer Kinder von Geburt an gesorgt, und ihnen eine gute Erziehung gegeben, sie zur Sparsamkeit, Haushältigkeit, Ordnung, geordneter Eingezogenheit und andern Frauenzimmertugenden angehalten, hauptsächlich aber ihnen Pracht und Ueppigkeit entleidet

hat,

hat, warum sollten vernünftige Männer Anstand nehmen, sich mit solchen zu verbinden, da sie unter diesen Umständen sich eine glüklichere Ehe versprechen können, als wenn sie eine noch so reiche Gattin bekämen, die aber durch Liebe zum Großthun, Faulheit, Unwissenheit und Verschwendung, ihr eignes, ihres Ehegatten und ihrer Kinder Unglük bauet. Einschränkung des Luxus befördert das Heurathen: Heurathen befördern die Bevölkerung; um diese ist es jedem weisen Monarchen, gleichwie auch unserm angebeteten Kayser zu thun. Erwarten Sie sicher zu seiner Zeit solche Anstalten von ihm, die auf diesen Gegenstand gehen. Eins nach dem andern! Rom ist nicht auf Einen Tag gebaut. Das Schiksal des weiblichen Geschlechts ist in Ihren Augen sehr traurig, weil demselben alle die Unterhaltungsquellen, die das männliche Geschlecht z. E. im

geistlichen, Civil- und Militärstand hat, ganz und gar versiegen. Doch hat das schöne Geschlecht auch Kopf und Hände; und wems daran nicht fehlt, der ist sicher vor dem Verhungern, wenn er Kopf und Hände nicht umsonst haben will, der Vornehmern ist überall die kleinste Anzahl. Und doch getraute ich mir, Verrichtungen nahmhaft zu machen, deren auch diese sich nicht schämen dürften. Es kommt nur darauf an, gewisse Vorurtheile abzulegen, mit denen man sich immerhin trägt, und die an vielem Guten hindern. In Frankreich, Deutschland, Spanien, Polen rc. würden sich die Grosse für entsezlich erniedrigt halten, wenn sie ihre Söhne der Kaufmannschaft widmen sollten. In England ist das der Fall bey den vornehmsten und reichsten Herrn, bey Ducs und Pairs, die Siz und Stimmen im Parlament haben.

Da-

Daran stoßt sich niemand. Und doch sind die Engländer eine Nation, der man nachzuahmen für keine Schande halten darf. Die Anwendung ist auf den vorliegenden Fall leicht zu machen. Es gibt Geschäfte, wenigstens liessen sich gewiß solche aussindig machen, deren sich die Töchter der Honoratiorum, wann sie aus Mangel körperlicher Reize und des Vermögens ohne Männer bleiben, nicht schämen dürften. Sie zu erfinden und anzuzeigen, überlasse ich nachdenkenden Köpfen; und solche in Uebung zu bringen, Vätern des Vaterlands, für die nichts unmöglich ist, wenn sie von warmem Eifer für das Beste aller ihrer Unterthanen belebet, und, wenn ich mich so ausdrüken darf, von patriotischen Ministern unterstüzt werden. So wird man in Zukunft der Klöster auch nicht unter dem Nahmen der Pfründen, oder, wie sie in

Italien heissen, der Conservatorien und Spitäler bedürfen. Bey Leibe nicht; das sind ganz entbehrliche Instituta, die Welt hat sie nicht vermißt, wenn sie einmal zu Grabe getragen worden sind. S. 16. Ihres Schreibens an den lieben Freund, den Sie, es koste, was es wolle, dazu zu bringen gedenken, daß er die Aufhebung einiger ganz gewiß überflüßigen Nonnen- und Mönchs-Klöster für etwas dem Staat schädliches halten solle, stellen Sie einen Saz auf, bey dem es mich grosse Ueberwinduug gekostet hat, gleichmüthig zu bleiben. Sie fragen: wenn eine oder die andere Tochter, aus innerem Triebe, freywillig und mit überlegter Wahl, sich der Welt entziehe und in ein Nonnenkloster versperre, ob diß dem Staat bey solchem Ueberfluß an andern Mädchen nachtheilig seyn könne? Wenn ich alles hier ent-

wikeln

wikeln und auseinander sezen wollte, so müßte meine Beantwortung zu einem ganzen Traktat anwachsen. Wenn das in einem Land nur Eine oder zwo thäten, das würde freylich dem Staat nicht schädlich seyn. Es gibt in den Spitälern, Kranken- und Tollhäusern auch Leute, die nichts nuzen, ja auf die man noch Kosten verwenden muß. Aber es ist nicht von Einer oder zwo, sondern von hundert und tausenden die Rede. Und nach diesen kann der Staat, als nach seinen Töchtern und Eigenthum fragen, wenn sie sich ganz von ihm trennen wollen, da sie ihm Nuzen schaffen könnten. Daß manche sich der Welt, wie man die Klostergelübde nennt, entziehen, die einen Ehmann beglüken könnten, ist gewiß. Aber daß das bey einer einzigen Tochter aus tausenden, aus innerem Antreib, freywillig und mit überlegter Wahl geschehen, das

glaube

glaube ich nicht, und niemand wird mir meine Zweifel und Unglauben ausreden. Auf der Kirchenversammlung zu Trient sezte es hizige Disputen, in welchem Jahr man diejenige, die sich den Klöstern widmen wollten, sollte Profeß thun lassen. Es wurde festgesezt: Jedes Gelübde von dieser Art, das man vor vollen 16. Jahren, und vor einem ganzen Noviciatjahr abgelegt hätte, sollte Null und nichtig seyn. Einige Väter der Kirchenversammlung wollten das achtzehende, einige auch einen spätern Termin haben. Ich hätte es auch mit diesen gehalten, wenn ich dabey zu votiren gehabt hätte. In Frankreich wollte man den Profeß gar auf das 25ste Jahr verschoben wissen: Noch klüger: In diesem Fall läßt sich erst von innrem Antrieb, von freywilliger und überlegter Wahl reden: aber wahrlich nicht viel bälder. Wie kann man doch bey solcher Jugend, bey

sol-

solchem Mangel an Erfahrung, einen so unwiderruflichen Schritt thun, der einen nicht nur sein ganzes Leben hindurch reuen, sondern nicht genug befestigte Gemüther wohl gar zur Verzweiflung bringen kann! Wie wenige Weibs-Personen gibts, die nur im Stand sind, es genug zu überlegen, was sie thun, wenn sie den Entschluß fassen, aus der Welt, und ins Kloster zu gehen! Sie kennen sich selbst nicht, sie kennen das nicht, was sie verlassen, noch weniger das, wozu sie sich anheischig machen. Kann auf diese Weise ein innerer Antrieb statt finden, kann von einer freywilligen und überlegten Wahl die Rede seyn? Wie würden manche Nonne seufzen, wenn sie Ihren Brief lesen sollten! Man weiß, was diese Freywilligkeit und überlegte Wahl bey hunderten, ja tausenden ist. Einer Tochter, die man aus grossentheils ganz unlautern Absichten dem Kloster widmet

stellt

stellt man dieses Leben als den Himmel auf der Erde vor. Man weiß ihr die vortheilhafteste Seite desselben so reizend vorzustellen, als ob das wahre Glük nach Leib und Seele sonst nirgends als in den Klostermauren zu Hause wäre. Man ist, heißt es, in diesem Zustand aller irdischen Sorgen überhoben. Man hat keine Gefahr, von einem unartigen, lasterhaften, verschwenderischen, geizigen Gatten geplagt zu werden. Da man keine Kinder hat, so hat man von den Beschwerlichkeiten ihrer Geburt, Erziehung und Versorgung nichts zu fürchten; der einschneidende Schmerz, der schon manche zärtliche Mutter frühzeitig ins Grab gebracht hat, über ihre Erziehung ist erspart: Wenn man stirbt, hinterläßt man weder einen betrübten Ehegatten, noch wimmernde unversorgte Kinder; Man kann im Frieden von hinnenfahren. Wie viel Verdruß, Kummer und

anders

anders Elend muß man sich im Ehstand sonst gefallen lassen, unter denen man beynahe erliegen muß! Welche Hindernisse findet man in seinem Christenthum! Wie manche sind schon um Seele und Seeligkeit gekommen, bloß, weil sie sich verheurathet haben! Das fällt alles beym Klosterfrauenstand weg. Man hat da keine andere Sorge, als für den Himmel, der man sich ungestört vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht ganz überlassen kann. Alle Schritte und Tritte im Kloster sind eben so viele Stuffen zur Seeligkeit, und zwar nicht zu einer gemeinen, sondern zu einer hohen Seeligkeit, deren kein Weltmensch in alle Ewigkeit froh werden kann. Da man von aller Zerstreuung in irrdischen Geschäften, im Umgang mit Weltleuten frey ist, so hat man Musse genug, sich in geistliche Betrachtungen einzulassen, sich dem Gebet Stunden und Tage lang

zu wiedmen, eine Menge guter Werke zu thun, und noch für andere zu ihrer Seeligkeit gutes zu bewürken. Ist nicht Einsamkeit und Stille besser und für die arme Seele vortheilhafter, als das Geräusch der Welt? Ist nicht der Umgang mit dem Seelenbräutigam unendlich schäzbarer, als der zärtlichste Umgang mit dem bestgesinnten Ehgatten — und wie wenige sind deren — wie viele aber, mit denen zu leben ein wahres Fegfeuer ist! Ich mag die Vorstellungen nicht weiter ausdehnen, mit denen man so manchen armen Geschöpfen vom weiblichen Geschlecht so lang zusezt, bis sie endlich ihr Jawort von sich geben, aber mit dem heimlichen Vorsaz, diese ihre Einwilligung bis in ihre Grube hinein mit bittren Zähren zu beweinen. Heißt das aus innerem Antrieb, aus freywilliger überlegter Wahl sich der Klausur unterwerfen? Bey vielen, ja unzähli-

chen

chen aber macht man nicht einmal so viele Umstände. Kurz und gut, heißt es, es ist der Wille deiner Eltern, denen du Gehorsam und Nachgiebigkeit schuldig bist: Es ist der Rath deines Beichtvaters, der für dein wahres Seelenheil besorgt ist, und dem du ohne schwere Versündigung die Folgsamkeit nicht versagen kannst. Er kennt dich besser, als du selbst: er sieht voraus, daß du, wenn du in der Welt bleibst, dem ewigen Verderben zuverlässig heimfallen wirst. Wir versehen uns also keines Widerspruchs, noch viel weniger einer abschlägigen Antwort von dir, und du hast nun nichts zu thun, als dem Willen und Beruf des Himmels, der dir durch deine Eltern und Beichtvater bekannt gemacht wird, ungesäumt und willig Folge zu leisten: Widrigenfalls würde dich der Fluch, der ungehorsamen Kindern gedroht ist, auf allen deinen Wegen ver-

folgen. Dieserley Beweggründe werden oft noch dardurch unterstüzt und verstärkt, daß es zu besserem Fortkommen der andern Geschwistrige in der Welt gehöre, in das Kloster zu gehen, und daß doch auch das eine Gewissenssache sey, sie wissentlich und vorsezlich an ihrem Glük zu hindern. Das arme unglükliche Opfer geht nun, weil es muß, wie ein Ochs zur Schlachtbank. Mit wie vielen verfährt man nicht einmal so säuberlich. Plözlich, ehe die Tochter nur denken kann, daß man etwas dergleichen mit ihr vorhabe, wird sie aufgehoben und ins Kloster geschleppt, wo bereits Anstalten gemacht sind, sie ihre Widersezlichkeit empfindlich fühlen zu lassen, wenn sie vorher auf gütliche Zuredungen nicht den Augenblik geben wollte. Wie es mit solchen im Erfolg ihres Klosterlebens geht, ist am Tage, und manche Eltern haben zu ihrer unheilbaren Betrübniß die Erfahrung davon

von gemacht. Bey Mädcheu munteren und verliebten Temperaments gibt es ärgerliche Auftritte; Intriquen, Kabalen, um wieder aus dem Kloster zu entlaufen oder sich entführen zu lassen. Geräth das nicht, so ist Verdruß, tödlicher Kummer und Verzweiflung ihr Lohn; und einen Umstand, der die Gesundheit solcher Personen betrift, will ich, um nicht ins Schmuzige zu fallen, lieber gar nicht berühren. Ihre Instanz, daß doch das niemand beyfallen werde, daß unverheurathete Mädchen in der Welt, die in der Stille, einsam und von eigenen Mitteln leben, dadurch dem Staat schädlich seyen, und deswegen zum Ehestand, oder sonst zur Verlassung ihrer gewählten Lebensart mit Gewalt gezwungen werden können, beweißt zu viel, oder zu wenig, wie Sie wollen. Das ist gar nicht der Fall. Die Mädchen, die so für sich bleiben wollen, bleiben immer in

Verbindung mit dem Staat, und nuzen ihm etwas, wenn es auch noch so wenig ist. Sie arbeiten, und gehen nicht müßig. Damit erfüllen sie schon eine grosse Pflicht gegen dem Staat. Die Nonnen aber sind ausser der Verbindung mit demselben, und räumen ihm keine Ansprache an sich ein. Ueberdiß sind derer ungemein wenige, und sie verhalten sich ganz gewiß zu der Menge derer, die in den Klöstern sind, wie 1 zu 50. Eben damit ist auch bereits auf den Gedanken geantwortet, daß es doch besser sey, solche für sich lebende Personen leben beysammen und in guter Ordnung; als daß sie zerstreut herum wandeln, und ihrer Laune und Schiksal unter dem Weltgetümmel lediglich überlassen bleiben. Es gäbe also kein drittes, keinen Mittelweg zwischen dem Klosterleben, und dem Irrgehen in der Welt, für unverheurathete Mädgen? O mehr als viele. Es

gibt

gibt Anverwandten, Gemüths-Freunde, u. s. w. die solche Personen gewiß gerne aufnehmen; sollte es auch nur darum seyn, um einen angenehmen Umgang zu haben, und sich derselben auch zur Erziehung der Kinder und zum Unterricht in weiblichen Geschäften zu bedienen. Wenn Mädchen ins Kloster gehen, so ist das Kloster ihr Erbe, wenn sie sterben. Das wird dem Staat entzogen, und zu den Schäzen aufgehäuft, die in den Klöstern gesammlet werden und niemand zu gut kommen. Ist es nicht besser, wenn ein solches Vermögen, das eine so einsame Person besizt, es mag groß oder klein seyn, Privatpersonen in die Hände kommt, als daß es einen todten Schaz vermehren hilft? Darinnen gebe ich Ihnen vollkommen Recht, daß die Regel in den Nonnenklöstern mit dem System der aufgehobenen Gesellschaft Jesu nicht in Vergleichung zu sezen sey. Aber daraus

den

den Schulß zu machen, daß sie deßwegen nicht aufgehoben werden dürfen, das wäre zu weit gegangen. Die Jesuiten waren dem Staat in diesem Betracht schädlich, und die Nonnenklöster sind es in einem andern. Schade ist Schade, wenn es schon Stufen in der Schädlichkeit gibt, und ich Ihnen gern einräume, daß die Nonnenklöster nicht in dem hohen Grad verderblich für das gemeine Wesen sind, als die Jesuiten waren. Nun beantworten Sie die Einwürfe, die man Ihnen ohne Zweifel machen würde. Ich will es niemand mißgönnen, der sich durch diese Beantwortungen befriediget findet. Ich kann mich für meine Person dabey nicht beruhigen, und beziehe mich auf das, was ich schon oben, in Absicht auf den Nuzen, den die Religion bey dem gemeinen Mann von jenen Nonnen haben solle, und daß diese Klöster wenigstens

stens Zufluchtsörter für verheurathete Mädgen seyn, und bleiben sollten, gesagt habe.

Nicht jedermann tauge zur Erziehung der Jugend, und zum Warten der Kranken, sagen Sie; dis ist wahr. Aber hieraus folgt die Befugniß nicht, gar nichts zu thun, und unter dem Vorwand, ein beschauliches Leben zu führen, Gott und der Welt ganz und gar unnüz zu seyn. „Eine gute Regierung muß für alle Gattungen der Staatskinder besorgt seyn!“ Richtig! das wird Joseph auch thun. Er wird gewiß diejenige, die er dem beschaulichen Leben, d. i. dem frommen Müßiggang entzogen hat, dazu anweisen, wie sie dem Staat nuzen sollen, und sie nicht in Hunger und Kummer umkommen lassen. Das ist übrigens sehr hart, daß Sie behaupten, „man nehme denen, denen man den Eingang in

die Klöster wegnehme, auch ihre Versorgung an Seel und Leib auf immer weg; der Staat werde nunmehr von einer Menge unnüzen Weibervolks, dieser Pest des gemeinen Wesens, von Maitressen, Freudenmädchen und feilen Dirnen beschweret werden." Wer also nicht im Nonnenstand ist, der muß an Seel und Leib verderben? Frauenzimmer, denen die Klausur nicht mehr offen steht, müssen H — — en werden? Und der Staat soll durch die nunmehr aus den Klöstern entlassene Nonnen mit unnüzem Weibervolk beschwert werden? Bedenken Sie doch, was Sie hier sagen, und wie sehr Sie sich an diesen Religiosen Frauenzimmern selbst versündigen. Wenn sie im Kloster Gott recht zu dienen gelernt haben, so werden sie es doch nicht vergessen, wenn sie wieder in der Welt sind. Da können sie es recht üben, und jezt erst

denen,

denen, mit denen sie umgehen, ein erbauliches Exempel geben, ein guter Geruch werden: Nun kann die Religion erst etwas bey ihnen gewinnen.

Ihrem Vorschlag, (S. 21.) Strik- und Näheschulen, auch Normalschulen für gemeine und arme Mädchen, worinn sie stiken, Spizenarbeit ꝛc. machen lernte, aufzurichten, trete ich von ganzem Herzen bey. Das ist freylich besser, als das sogenannte beschauliche Leben, bey dem kein Mensch, und weder Staat, noch Christenthum gewinnet, und woran Gott, der die Menschen nicht zum Beschauen, zur Betrachtung und zum Gebet allein auf die Erde gesezt hat, unmöglich ein Wohlgefallen haben kann.

Darinn aber kann ich schlechterdings nicht einig mit Ihnen seyn, daß es doch noch besser wäre, die Nonnen nur einfache Gelübde ablegen, und ihnen

die Freyheit zu lassen, nach erwiesenen billigen Ursachen wieder aus dem Kloster zu gehen! oder sie auf eine gewisse, bestimmte, kleine Anzahl herunter zu sezen, als solche Klöster gar aufzuheben. Warum sollen sie aber doch bleiben, da man ihrer in allem Betracht so gut entbehren kann, und ihre Aufhebung offenbar ein Verlust für Staat und Kirche, sondern für beyde ein wahrer Nuzen, ja wahre Wohlthat ist? Sie sind einmal gar zu sehr für diese Orden eingenommen. Es gibt ja noch andre Orden, die nicht aufgehoben werden; soll es an diesen zur Erreichung guter Absichten denn nicht genug seyn?

Nun die Reichthümer der Nonnenklöster, besonders der aufgehobenen. Diesen Einwurf, der den Nuzen des Staats ganz unmittelbar angeht! haben Sie in seiner ganzen Stärke ge-

gefühlt; aber doch, wenn ich es sagen darf, nicht zur Genüge, wenigstens für mich, beantwortet. Die Summen sind ungeheuer, die in manchen Klöstern verschlossen werden, und keinem Menschen, nicht einmal den Bewohnern oder Bewohnerinnen der Zellen selber zu statten kommen. Was für ein Schade für das Ganze! diese einzige Rüksicht berechtiget Landesherren genugsam, andere Vorkehrungen zu machen, und da es nun genug ist, daß dieses Unwesen Jahrhunderte hindurch gedauert hat, auf die Zukunft demselben gründlich zu steuren. Aber damit ist die Sache noch nicht erschöpft, daß die Reichthümer der Nonnenklöster sich nicht mehr vermehren, und daß die überflüßige Schäze zu Spitälern, Waisen- oder Findelhäusern u. s. w. verwendet werden. Man nehme die ganze Baarschaft, so kann man weit mehrere

Lükken

Lüken ausfüllen, und, seyn Sie versichert, sie würde zureichen, eine ungeheure Anzahl von Jungfern, die der Mangel des Vermögens am Heurathen gehindert hat, mit Heurathgütern, die nicht mittelmäßig seyn würden, zu versehen, und sie dadurch in den Stand zu sezen, das ihrige zur Bevölkerung des Staats beyzutragen. Die Beschuldigung, daß das Geld in den Klöstern tod liegen bleibe, ist nur gar zu wohl gegründet. Das, was die Nonnen brauchen und mit baarem Gelde bezahlen, das ist eine Kleinigkeit, und kommt in gar keine Rechnung. Hingegen, was Sie von Ausleihung ihrer überflüßigen Baarschaft schreiben, daß dadurch doch Geld in den Umlauf komme, dabey will ich nur das anmerken: Sie leihen bey weitem nicht so viel aus, als sie ausleihen könnten, weil sie besorgten, man möchte so grosse

Schäze bey ihnen vermuthen, als sie würklich haben, und sie möchten, wenn die hohe Landes-Obrigkeit davon Kundschaft einzöge, dißfalls in Gefahr kommen. Wenn denn dem also ist — und ich will dafür stehn, daß meine Vermuthung gegründet ist — so ist der Schade für das gemeine Wesen, der aus so beträchtlichen Summen, die nicht circuliren, erwachst, sichtbar. Diese Nonnen geben reichliches Allmosen, führen Sie ferner zu ihrem Vorstand an, und helfen dadurch die Armuth unterstüzen, andere Bürger aber von der Last befreyen — Sezen Sie den Fall, daß ein solches Kloster des Jahrs 2000 fl. an die Armuth abgäbe, — ein ansehlicher Beytrag — was ist der Staat dardurch gebessert, wenn eben dasselbe baares Geld und liegende Güter besizt, die ganze Tonnen Goldes ausmachen?

Bettlern, Landstreichern, muthwilligen Armen, Allmosen geben, ist bloß scheinbare und keine wahre gründliche Gutthätigkeit. Aber Millionen, die man in solchen Nonnenklöstern antrift, dazu verwenden, daß es weniger Arme und gar keine Vaganten gibt; Arbeithäuser aufrichten, in denen man leichtfertiges Gesindel, das sich aus Müßiggang auf den Bettel legt, und ordentlicher Weise den Klöstern nachlauft, aufheben, und ihnen zu schaffen geben kann, und so die Strassen reinigen, das ist dem Staat weit nüzlicher, als alle solche Allmosen. Man kann behaupten: Klöster ziehen Bettler. Der nächste und einfachste Beweiß dieser Wahrheit ist die Vergleichung katholischer und protestantischer Länder. Man kann in leztern, Tage und Wochen reisen, ohne von einem einzigen Bettler angefochten werden, und in katho-

lischen

lischen keine Viertelstunde. Woher kommt das? In den protestantischen wissen diejenige, die sonst gerne bettelten, daß sie keine Klöster haben, die sie in Contribution sezen können. In jenen aber rechnet mancher Taugenichts ordentlich darauf, und hält seine gewisse Zeiten, da er sich auf den Weg begibt, und diesem oder jenem Kloster zuwandert, um daselbst Essen und Trinken und Geld zu erhaschen. Die Arbeit läßt er liegen, Weib und Kinder zu Haus darben, oder heißt er sie auf ein anderes Kloster zulaufen. So lernen fein die Kinder schon in der zarten Jugend müßiggehen, und das schändliche, und in allem Betracht äusserst schädliche Handwerk ihrer lieben Eltern treiben.

Nun kommt die Reihe an einen kizlichen Punkt. Sie glauben nicht,

daß,

daß, wenn ein Landesherr solche Ordnungen machen wolle, die geistliche Obrigkeit dabey übergangen werden dürfe. Man sollte vorher, ehe man einen solchen Schritt wagte, den Pabst oder die Bischöffe darum fragen. Weil Sie diß aus bloß politischen Gründen behaupten, so will ich eben so aus bloß politischen Gründen darauf antworten. Das Ansehen der Geistlichkeit leidet hiebey keineswegs. Katholische Fürsten unterlassen bey andern Gelegenheiten nichts, um der Geistlichkeit ihre Devotion zu bezeugen. Die Glieder dieses ehrwürdigen Ordens können das Beste thun, sich im Ansehen bey dem Volk, ja auch bey den Grossen zu erhalten, wenn sie ihrem Stand durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und untadelhaften Wandel Ehre machen, überhaupt den Layen ein gutes Exempel geben. Die Religion selbst wird

auch

auch bey dem Pöbel dardurch ganz und gar nicht gering schäzig, wenn Landes-Obrigkeiten in solchen Fällen den geraden Weg gehen, und bey dergleichen in der That politischen Gegenständen durch Umfragen den Pabst und Bischöfe nicht in Unruhe sezen. Sie sagen: man sollte der geistlichen Obrigkeit wenigstens die Ehre thun, die Erlaubniß zu Vorkehrungen von dieser Art bey ihr einzuholen: sie würde solche gewiß nicht verweigern, so wie es vor einigen Jahren bey Aufhebung des Jesuiterordens geschehen sey, da die katholische Kronen den Pabst vorausgeschoben, dabey aber doch alles so wohl wegen der Personen als Güter der Jesuiten zuwegegebracht, was sie sich vorgesezt hatten. Hierauf liesse sich vieles sagen: ich will es aber kurz fassen. Einmal, wenn Fürsten sich durchaus nicht beleh-

ren lassen wollen, daß sie die volle Befugniß zu diesen Vorkehrungen nicht allein haben, sondern erst durch die geistliche Obrigkeit bevollmächtigt werden müssen, wie soll mans ihnen denn beweissen? Ihr Hauptgrundsaz ist dieser: Was dem Staat nüzlich oder schädlich ist, das dürfen wir aus höchster uns von Gott gegebener Macht einführen oder abstellen, und niemand darüber fragen: Wir sind nur dem höchsten Beherrscher im Himmel Rechenschaft von unserm Thun und Lassen schuldig. Niemand rede uns also ein: oder wer sich untersteht, etwas dawider einzuwenden, den werden wir zu unterrichten wissen. Wie soll man sie zurechtweisen, wenn sie so schliessen? Zum andern. Wenn auch Landesväter fragen wollten, so sehen sie die Antwort schon voraus, die abschlägig ausfallen würde. Denn, wenn man

schon

schon nachgiebig ist, so ist mans nicht überall und in allen Stüken. Ist es nun nicht noch grössere Beleidigung, wenn man Verneinungsantworten erhalten hat, und doch zufährt; als wenn man ungefragt etwas thut, das nicht wohl aufgenommen wird. Drittens aber würde es bey dem gemeinen Volk ein noch grösseres Aufsehen geben, — wenn es anders richtig ist, daß diese Klösteraufhebungen bey dem Pöbel einen der Religion nachtheiligen Eindruk machen — wenn diese Verordnungen durch die geistliche Obrigkeit, und mit ihrem Vorwissen und Genehmigung zu Stande gebracht würden. Das thun unsere Hirten und Geistliche selbst, würde es heissen, sie sind Verräther der Religion, denen man nicht mehr glauben darf. Dann könnte es erst dazu kommen, daß sie auf den Einfall geriethen, das Christenthum gar fahren zu lassen. Nein, mein Herr, wenn die Geistliche recht

vernünftig und für Kirche und Staat vortheilhaft denken und handeln wollten, so sollten sie meines Erachtens öffentlich und sonderlich Gelegenheit nehmen, ihre Kirchkinder von der wahren Beschaffenheit dieser Anstalten, von den Absichten der Fürsten dabey, von ihrem unläugbaren Nuzen für das Christenthum um nur das gemeine Wesen, der sich je länger je mehr äussern werde, zu unterrichten, ihnen ungleiche Gedanken und Argwohn und Besorgniß zu benehmen, und sie dazu anweisen, einem Landesvater, dessen gnädige und liebreiche Sorgfalt sie in tausend andern Stüken bereits erfahren haben, und in der Folge noch erfahren werden, zu zutrauen, daß er es mit allen seinen Unterthanen, sie mögen von einem Stand seyn, von welchem sie wollen, herzlich gut meine, und schlechterdings sich nicht in den Sinn kommen lassen, das geringste zu verfügen, das ihnen im leib-

lichen

lichen oder geistlichen nachtheilig seyn könnte.

S. 28. gehen Sie einem andern Einwurf zu Leibe, den man Ihnen machen werde; da es viele arme Nonnenklöster gebe, die durch terminiren den Unterthanen beschwerlich fallen, so müsse ja das dem Staat Nuzen bringen, wenn man sie aufhebe, weil alsdenn der Bettler weniger sey. Man soll die gar zu arme unter die vermöglichere stossen, antworten Sie, oder aus dem überflüßigen Vermögen der Reichern einen Fond für die Arme machen, damit sie des Terminirens überhoben bleiben können. Also, Ihrer Meinung nach, eben abermal ein Vorschlag zu einer Verbesserung, nur damit diese Klöster beybehalten werden können. Was brauchts Verbesserung, wenn gänzliche Aufhebung den wahren Schaden gründ-

gründlich und auf immer und ewig heilet? Was ich von den armen Nonnenklöstern denke, die sich aufs Betteln, oder wie man es honnetter nennt, terminiren, legen, muß ich Ihnen doch auch sagen. Diese Terminirende haben oft weit mehr, als die, bey denen sie betteln. Es geschieht nur zum Schein, und aus Eigennuz. Sind Bettler, die würklich nichts haben, als was sie erbetteln, eine Last des Staats, der weise Regenten abzuhelfen suchen, so sind solche, die es nicht nöthig haben, und vorhin schon arme Unterthanen — diese machen doch in allen Ländern die gröste Anzahl aus — um das ihrige bringen, eine noch grössere.

Sie rathen eben immer und schon wieder zur Verbesserung, wenn man an den Klosterfrauen, ihren Instituten, Verrichtungen und sonst etwas tadelhaftes finde. Das Gute und für den

Staat nüzliche soll man übrig lassen, und es nicht vertilgen. Wenn an einer Sache $\frac{8}{9}$ schlimm sind, und 1 Theil gut, was ist rathsamer, sich lange mit Verbesserungen zu schleppen, wo der Ausgang dazu noch ungewiß ist: oder ohne Umschweife sie ganz abzuschaffen? Die Antwort ist leicht, und eben so die Anwendung auf den vorliegenden Fall. Bey der von Joseph aufgehobenen Klöstern räume ich Ihnen aber gar nicht ein, daß sie etwas für den Staat nüzliches gehabt haben. Ein beschauliches Leben nuzt weder der Religion, noch dem Staat. Man kann solcher unnüzen Asceten ganz füglich entbehren. Mit der Stuffe der Vollkommenheit, die man in diesen Klöstern solle besteigen können, ist es auch eine Sache, worüber sich noch streiten liesse. Doch in diß lasse ich mich, als in einen dogmatischen Artikel nicht ein.

Die Art und Weise, wie die Aufhebung der Klosterfrauen in den Königl. Kaiserlichen Staaten geschehen ist, mißfällt Ihnen eben so sehr, als die Sache selbst, darüber wundere ich mich nicht. Bey den Begriffen und Vorstellungen, die Sie von der ganzen Materie haben, würde Ihnen vielleicht jede andere Art nicht recht gewesen seyn. Das Mitleiden spricht aus Ihnen heraus. Ich verehre Ihr gutes und wohlwollendes Herz. Allein eben die Ursachen, die Joseph gehabt hat, diese Aufhebung zu beschliessen, reden auch für ihn in Absicht auf die Ausführung seines Entschlusses. Verzögerungen sind in solchen Fällen nicht räthlich. Widriggesinnte säumen nicht, allerhand Einstråuungen zu machen, um Zeit zu gewinnen, und etwa eine Abänderung in solchen Verordnungen zu bewürken. Es muß schnell gehen,

wenn

wenn etwas grosses ausgeführt werden soll. Die Nonnen in den aufzuhebenden Klöstern nach und nach absterben zu lassen, wie viel Zeit hätte das erfordert! Darüber hätte ein halbes Jahrhundert verstreichen können. Wenn etwas nüzlich und heilsam für den Staat ist, so hat es Eile. Ihre weitläufe Klagen übergehe ich, weil Sie am Ende sich selbst darauf antworten. Der Kaiser, dessen Menschenliebe weltkündig ist, wird ihnen gewiß nicht zu kurz geschehen lassen, und sie so versorgen, daß sie ohne Sehnsucht nach ihren Klöstern sich werden umsehen können. Keine wird Mangel leiden dürfen. Und wie manche, meinen Sie, werden nicht darunter seyn, die mit Freuden in den Schooß ihrer Familie wieder zurükkehren, und Gott danken werden, daß er sie aus ihrer finstern Klausur herausgeführt, den Klauen einer oft

menschenfeindlichen Superiorin, und dem Neid und Haß ihrer Mitschwestern glüklich entrissen hat. Manche werden auch noch wohl in den Ehestand treten können: manche von den ihrigen mit Wonne wieder aufgenommen werden, besonders wenn sie ehmal aus irrigem Gewissen und von falschen Vorspieglungen geblendet den Schleyer erwählt hatten. O hätten Sie allen bey Eröfnung der Klausur in die Gesichter und ins Herz sehen können, gewiß Sie hätten Ihre mitleidige Klagen bey sich behalten.

Bey den aufgehobenen Karthäuser- und Kamaldulenser-Mönchen halten Sie sich kurz auf. Es ist mir lieb; so darf ich in meinen Antworten auch desto kürzer seyn. Es befremdet Sie, daß ihre Aufhebung deswegen beschlossen worden, weil sie ein beschauliches geist-

geistliches Leben führen, und weil ihre Zahl ohnehin so sehr gering sey.

Das beschauliche Leben sey der höchste Grad der christlichen Vollkommenheit — Aus diesem Grund wollen Sie sich dieser Leute nicht annehmen, sondern aus Staatsgründen. Weil sie an keinen weltlichen Geschäften Theil nehmen, so können sie unmöglich dem Staat zum Nachtheil gereichen — Ja gerade deswegen! wenn sie arbeiteten, oder sich mit Seelsorge u. dergl. beschäftigten, so wären sie dem Staat etwas nuz. Aber ihre Beschaulichkeit bringt ihnen selbst und dem Staat keinen Vortheil: er verliert also nichts, sondern gewinnt, wenn sie nimmer vorhanden sind. Und wider ihr beschauliches Leben habe ich eben auch gar vieles zu sagen. Die Welt

weiß, warum Joseph das Kalmaldulenser-Kloster zu Mauerbach aufgehoben hat. Diese Väter waren so wenig der Beschaulichkeit ergeben, daß sie in beständigen Streitigkeiten und Zänkereyen mit einander lebten. So trachtet man, denke ich, der christlichen Vollkommenheit nicht nach. Daran konnten sich doch die Layen nicht erbauen, und dardurch zur Hochachtung der Religion bewogen werden.

Ich will diese Leute auch keine Schwärmer nennen, wie wohl sie nicht viel besser sind. Ihre Unthätigkeit ist Ursache genug, sie wegzuschaffen. Sie essen doch das Brod des Landesherrn, oder ihrer Mitbürger. Warum sollen sie die Befugniß haben, es unverdient zu essen? Daß ihre Anzahl in den Kaiserl. Königl. Landen unbeträchtlich ist, ist keine Empfehlung zu ihrer Beybehaltung. 400 Müßiggänger

sind

sind schon zu viel, wenn man arbeitsame oder sonst brauchbare Bürger aus ihnen machen kann. Daß es unter den Karthäusern Gelehrte gegeben habe, will ich nicht läugnen. Aber man kann gelehrt seyn, ohne ein Karthäuser zu seyn; und diejenige, die bisher in ihren Karthausen sich auf die Wissenschaften gelegt haben, können fortfahren, sich darinnen zu üben, wenn sie schon keine Karthäuser mehr sind.

Sie rufen nun gar auch die Göttin Toleranz zum Besten dieser in Ihren Augen mißhandelten Nonnen und Mönche auf. Man tolerire die, die nicht unserer Glaubenslehre beypflichten, sagen Sie, warum man so intolerant gegen jene unglükliche sey? Das ist kein Gewissenszwang, den ihnen der Monarch auflegt: er weist sie an, sich von ihrer geistlichen Obrigkeit von ihren Gelübden losbinden zu lassen;

und ausserdem treibt er sie nicht aus seinen Staaten, zwingt sie auch zu keiner andern Religion, sondern erlaubt ihnen, in andern Ländern Klöster aufzusuchen, wo sie ihr Gelübd beybehalten können; oder auch in Klöster anderer Orden zu gehen. Der Unterschied ist doch unter diesen nicht so groß, daß man bey einer solchen Veränderung Gewissensängsten haben müßte.

„Die frommen Nonnen und die „ein beschauliches Leben führende Mön„che bringen dem Staat einen wesent„lichen Nuzen. Worinn besteht er? „Darinn, daß sie den Seegen Gottes „erbitten.“ Können sie denn eben das nicht in jedem andern Orden, als Weltgeistliche, oder auch als Layen thun? Das wäre jämmerlich, wenn niemand beten und erhörlich beten könnte, als die aufgehobene Nonnen und

Mön-

Mönche. Die Protestanten geniessen also des Seegens Gottes nicht, ja sie liegen gar unter dem Fluch, weil jener ohne Zweifel wider sie beten? Sie führen den Moses zum Beyspiel an, dessen Gebet dem Josua den Sieg erfochten habe. Moses war doch weder Nonne, noch Karthäuser, noch Kamaldulenser-Mönch. Das ist alles, was ich Ihnen hierüber zu sagen weiß. Und nun schliessen Sie, mit der gewissen Zuversicht, daß Ihr liebster Freund Ihrer Meinung seyn, und wenn er es noch nicht ist, noch werden werde. Der Freund müßte sehr gefällig und nachgiebig seyn, wenn Sie diese Freude an ihm erleben wollten. Wie wäre es, wenn ich Sie bäte, sich durch meine Gründe überzeugen und zur Annahme meiner Säze bewegen zu lassen? Sie halten dafür, wer nicht auf Ihrer Seite sey, halte

es mit dem grossen Haufen, und lasse sich von Modemeinungen dahin reissen, die, wenn sie auch noch so scheinbar seyen, Prüfung erfordern.

Ich halte es für meine wenige Person mit Joseph und seinen erlauchteten Ministern, die nicht nur glauben, sondern es auch der ganzen Welt als eine unumstößliche Wahrheit aus der würklichen Erfahrung aufgestellt haben, daß die Aufhebung der Klausur der mehrbemeldten Mönche und Nonnen für den Staat eine wahre Wohlthat und kein Schade sey. Erlauben Sie mir, nur noch ein einiges hinzuzusezen. Diese Orden haben ihr daseyn den Päbsten zu danken. Die Päbste haben von je her bey allen ihren Verordnungen die Gewohnheit nicht gehabt, auf den Vortheil des

Staats zu sehen, sondern auf ihren eigenen. Fahren Sie fort, aus diesem die gehörige und sich selbst leicht ergebende Schlüsse zu machen, so werden Sie finden, daß ich Wahrheit auf meiner Seite habe. Trösten Sie sich über den nunmehr aufgehobenen Klöstern. An ihre Auferstehung ist nicht mehr zu gedenken. Und wenn ich nicht irre, so ist die Zeit nahe, daß noch mehrere Orden werden heimgesucht werden. Werden Sie mir es wohl ungütig nehmen, wenn ich Ihnen ein Fragment von dem Tagebuch eines Mönchen communicire? Das könnte freylich Ihr Mitleiden noch mehr rege machen. Es scheint einen sehr andächtigen Kamaldulenser zum Verfasser zu haben, der es bey seinem Ausgang aus der Klausur unter Heulen und Seufzen auf der Strasse verloren hat. Ich

freue mich, daß es mir zur Hand gekommen ist. Ein anderer hätte eine Reliquie daraus gemacht, zu der man vielleicht Wallfahrten angestellt hätte. Ich bin von ganzem Herzen rc.

Fragment

von dem

Tagebuch

eines

Mönchen.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Meine Leser müssen vorlieb nehmen, wie sie es finden. Es kostete mich Mühe, alles gehörig zu entziffern. Das Papier mag eine Zeitlang auf dem Boden gelegen seyn, und Wind und Wetter ausgestanden haben, ehe es mir zur Hand kam. Wenn ich es nur dem guten Mann

wieder zustellen könnte! Doch wer weiß, ob er noch lebt. Vielleicht hat das Aufhebungs-Dekret seines Klosters seine Tage frühzeitig abgekürzt. Der arme Mönch!

P.

P. den 28. Dec. 1781.

— — — Zum Spott werden! O Kaiser, was thust du? — — Meine grauen Haare mit Schmerzen in die Grube — — Womit haben unschuldige Schaafe — — Doch Beschauung, Beschauung! Inneres Leben! Ertödtung meiner selbst — Heiliger Romualdus — auf den hohen Apenninen — Bitt für uns! — Gestern früh las ich des geistreichen Juan de la Cruz Büchlein vom Auffsteigen auf den Berg Carmel, und von der dunklen Nacht der Seelen. Ja freylich ist das eine

dunkele Nacht, die über mich einbricht. Gott, schaue drein! ihr Heilige, nehmet euch eurer Brüder auf Erden an, daß des Brennens und Reissens ein Ende werde. Maria, du begnadigte, konntest du nicht bey deinem Sohn ins Mittel treten, daß wir erhalten würden? Doch, das soll Demüthigung seyn! Wohlan, — Wille geschehe! Kreuz, Verfolgung, Schmach, verstärken das Gewicht der Liebe — Seele in die Vernichtung. Bester so gedemüthigt, als mit dem Lucifer in den Abgrund gestürzt werden. O Liebe, zernichte mich ganz † † †

— — Heute Nacht träumte mir. Ich sahe den heiligen Romualdus, den Stifter unsers Ordens, auf den Knien. Seine Augen funkelten, wie die Sonne. Seine Hände erhub er gen Himmel: Sein Mund floß von

Seuf-

Seufzern über, die ich aber nicht recht verstund. Er erblikte mich lange nicht. Ich lauschte, ob ich nichts vernehmen könnte. Die Inbrunst seines Herzens nahm, wie ich deutlich bemerkte, mit jedem Augenblik zu. Endlich nach zwo Stunden, stund er auf, wurde meiner gewahr, und lief mit starken Schritten auf mich zu. Bruder Angelus, wo kommst du her, redete er mich an, (er kannte mich an meinem Habit, daß ich von seinem Orden wäre, und als ein Verklärter, wie ich nachher schloß, müßte er meinen Namen wissen.) Ich küßte ihm die Hände. Vater, sprach ich, mein Vater, — Die Glorie um sein ehrwürdiges Haupt und andere Kennzeichen liessen mich nicht lange in der Ungewißheit, wen ich vor mir hätte — kaum sind es siebenhundert Jahre, daß Ihr unsern Orden gestiftet habt.

Italien sahe an Euch auf den Apenninischen Gebürgen einen Heiligen, dergleichen die Welt wenige gesehen hat. Ihr verfaßtet eine Ordensregul, die für alle Jahrhunderte ein Beweiß Eurer englischen Heiligkeit seyn kann. Einkehr in sich selbst, Betrachtung, Beschauung, Abtödtung des Leibes, tägliches Absterben, Härtigkeit, Strenge, Enthaltsamkeit sind die wesentliche Stuke derselben. Unzähliche Schüler sind aus Euren geistlichen Landen hervorgekommen, haben den von Euch vorgeschriebenen Weg betreten, sind der christlichen Vollkommenheit auf demselben zugeeilet, und haben die himmlische Krone erlangt. Keine Provinz in der katholischen Welt ist, wo Ihr nicht Nachkommen hättet. Aber denket, was Eurem Orden nun seit kurzer Zeit in den Oesterreichischen Staaten bevorsteht! Alle Eure Klöster sollen aufgehoben,

die

die Einwohner derselben zerstreut, und ihre Gelübde aufgelößt werden. Sollet Ihr das dulden? Sollte nicht ein Schwerd durch Eure Seele gehen, da Ihr es von mir höret? Ist ein beschauliches Leben Sünde und Verbrechen? Ist das trachten nach der Vollkommenheit ein Vergehen, über dem man von der Welt gezüchtiget werden soll? Helfet, helfet, mein Vater, daß nicht Eure Söhne über Euch Rache schreyen müssen. — Der Heilige hörte mir aufmerksam zu, nahm mich bey der Hand, und beobachtete lange Zeit ein tiefes Stillschweigen. Ich brannte vor Begierde, seinen Mund sich endlich öffnen zu sehen. Der gewünschte Zeitpunkt erschien. Weist Du nicht, Bruder Angelus, sagte er mit bedeutender und ernsthafter Mine, was Deine Ordensregul von Dir haben will? Gelassenheit, Verläug-

läugnung, Unterwerfung, Abtödtung. Gehe hin, thue Busse, faste 6 Wochen, lege Dich aufs Angesicht, demüthige Dich, denn werde ich Dir wieder sagen, was Du zu thun hast. — Ein Strahl von seinem Angesicht den er bey diesen Worten auf mich schiessen ließ, blendete mich dergestalt, daß ich — erwachte. O Romualdus, war das ein wahrhaftiges Gesicht, eine göttliche Offenbahrung? Oder ist es ein blosser Traum? Bange Ungewißheit! Was soll ich glauben, was soll ich thun? Mein Beichtiger soll mich belehren, soll mir rathen.

— — — P. den 2. Jan. 1782.

Nun schon 3 Tage bin ich auf dem Angesicht gelegen, habe gefastet, habe Busse gethan. Ich dachte, Romualdus sollte mir wieder erscheinen. Aber vergebens! Ich sehe wohl, unser Untergang

tergang ist beschlossen, wer wills abwenden? Unser Stifter und Vater kann es selbst nicht, und will vielleicht nicht. Womit habe ich deinen Zorn verdient? P. Dionysius, P. Laurentius, P. Anshelmus! Ueber Euch schreyen Eure Brüder Rache. Ihr seyd von Eurer Regel abgewichen: Eure böse Tüke sind offenbar worden. Euer beschauliches Leben war Heucheley, und Eure angebliche Frömmigkeit Bosheit. Eure Sünde müsse Euch nicht vergeben werden!

— — Den 5. Jan. 1782. Was mache ich noch auf der Erde? — Ja, ich will ein Pelikan in der Wüste seyn. Ach, wenn nur meine Bande zerrissen und mir Taubenflügel gegeben würden! Nun wird man niemand mehr in deinen Fußsteigen sehen, armes P. deine Bewohner giengen schon lang ihrem

eigenen

eigenen Willen, ihrem eigenen Gutdünken nach. — Deine Kinder sind mitten aus dir weggerissen worden. Du sollt hinfüro nichts denn Dorn und Disteln tragen. Die vorüber gehen, werden sagen, wo ist das schöne, das erbauliche P. hin? Wehe dem, der nicht geruhet hat — Seine Blösse wird offenbar werden — Du bist wegen des Ehebrechens deiner Kinder verstöret worden — Aber nach diesen Tagen der Schmerzen und der Trübsaal sollst du wieder von neuem gebauet werden — und man wird in dir nichts, denn — hören — selbst wird in den Herzen — wohnen — Sabbathe.

Ende.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Drukfehler
in dem Ersten Anhang zu den neuen Mönchsbriefen, oder in: Ganganelli und Luther.

Vorrede, S. 3. Zeile 8 für weiter, lies Weiber.

S. 12. auf der lezten Zeile für flehet, lies siehet.

— 25. Z. 13. für können, lies könne.

— 27. lezte Zeile für solche, lies der.

— 32. Z. 7. für Conversiten, lies Convertiten.

— 40. lezte Zeile für nicht, lies nichts.

— 45. Z. 13. für Dulsamkeit, lies Duldsamkeit.

— 50. Z. 7. für Sehnsucht, lies Freude.

— 52. Z. 3. von unten für abgeschachtet, lies abgeschlachtet.

— 53. ist auf der 11. Zeile zu lesen: Verfassers der Geschichte der trident. Kirchenv.

— 53. Z. 6. von unten für Bestechung, lies Bestechungen.

S.

S. 69. Z. 8. von unten für Schränke, lies Schwänke.

— 138. Z. 12. für vergeblichen, lies vorgeblichen.

— 144. Z. 6. von unten für eine, lies einen.

— 148. Z. 1. für der lies die.

— 150. Z. 2. für Gelaise, lies Ge=keise.

— 165. Z. 10. von unten für Künste, lies Küste.

Gaum, Johann Ferdinand,

Die Aufhebung der Klausur eine wahre Wohlthat für den Staat und kein Schade

[S.l.] 1782

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.mon.o.118#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11689023-1
VD18 12061913-001